

Ein halbes Jahrtausend Wissenschaftsjournalismus

Das Ringen um Bildhaftigkeit, Mündigkeit, Nachhaltigkeit

Zusammenfassung

Im Frühjahr beginnen die großen Veranstaltungen zum „Jahr der Technik“. Der forschende Blick in die Vergangenheit bringt Unerwartetes zu Tage: Die Wiege der modern-menschennahen Fachkommunikation steht im Deutschland des 16. Jahrhunderts. Sie ebnet in den Medien den Weg für verständliche Beiträge aus der Welt der Wissenschaft und Technik. Ihre Verbreitung explodiert förmlich im 19. Jahrhundert, neue mediale Formen entstehen, die das Deutsche Reich als frühes Scientainment und Multimediashows in alle Welt exportiert. Dann lassen sich Technik- und Wissenschaftsjournalisten von den Strudeln der großen politischen Ideologien des 20. Jahrhunderts davonreißen. Auf „back to the roots“ könnte der Kurs im 21. Jahrhundert zurückpendeln: Kommunikation über Forschung so herunterzubrechen, dass der Bürger entscheiden kann, welche ihm nützt und welche ihm schadet.

Erstaunlich: Die Wurzeln des Wissenschaftsjournalismus reichen fast 500 Jahre zurück und beginnen, urknallartig, mit Martin Luther. 1534 vollendete er die Übersetzung der Bibel ins Deutsche. Das „Buch der Bücher“ hatte bis dahin nur in seiner Urform existiert, deren lateinische, griechische und hebräische Schriften lediglich Gelehrten zugänglich waren. Bei seiner Pionierarbeit achtete der Mönch mit größter Akribie darauf, dass die Heilige Schrift und ihre Botschaft vom einfachen Volk verstanden werden konnte und schaute diesem bei der oft qualvollen Suche nach den passendsten Worten und Wendungen buchstäblich „auf’s Maul“. Mit ihrer einfachen, kraftvollen und bildhaften Sprache wurde die Luther-Bibel zur Lesefibel, Lebensratgeber und Nachschlagewerk des Volkes, das Übersetzungen und Interpretationen des Klerus – oft willkürlich und sogar absichtlich falsch – nicht mehr bedurfte. Der Reformator wurde damit nicht nur zum Schöpfer der modernen deutschen Sprache – als „Emanzipator“ brach er, lange bevor das Zeitalter der Aufklärung jenseits von Papst und König den Bürger entdeckte, eine Lanze für den modernen mündigen Menschen.

Für diesen tragen Fach- und Wissenschafts-

journalisten in ihrer Eigenschaft als Informations-Makler besondere Verantwortung. Ob sie über die neuesten Erkenntnisse in der Gentechnik berichten oder eine Bedienungsanleitung für einen Videorekorder verfassen: Sie müssen das Fachchinesisch ihrer Quellen so herunterbrechen, dass ihre Empfänger sofort im Bilde sind, sich ein Urteil bilden oder das Gerät ohne Wutausbrüche in Betrieb nehmen können. Das verlangt nach keinem brillanten Feuilletonisten, scharfzüngigen Kommentatoren oder höhnenden Spiegel-Imitatoren, sondern nach handwerklich soliden Alltagschreibern, die sauber-anschauliche Sätze schnitzen und vor allem den Mut zur eigenen Sprache aufbringen, ohne das Original zu verfälschen.

Der Streifzug durch die Geschichte des Fach- und Wissenschaftsjournalismus nötigt weiteres Staunen ab. Als um 1600 die ersten regelmäßigen Nachrichtenblätter wie die „New Zeytung“ erschienen, enthielten sie neben politischen Meldungen bereits Berichte aus der Naturkunde. Ab 1650 wurde in Leipzig die erste Tageszeitung gedruckt. Die „Einkommende Zeitungen“ kannte keinen Lokalteil, dafür aber widmete sie neben der Politik einen großen Teil den Neuigkeiten aus der Forschung. Um 1712 wurde der „Hamburgische unpartheyische Correspondent“ gegründet, eine „Staats- und Gelehrte Zeitung“, deren Auflage bis 1809 auf 56.000 Exemplare anwuchs. Das hanseatische Massenblatt, weiter verbreitet als die renommierte „London Times“, stand publizistisch auf zwei Säulen, wie ihr Untertitel schon andeutet: der Welt der Politik und der der Wissenschaft, die der Leserschaft durch zahlreiche Besprechungen gelehrter Bücher nahe gebracht wurde.

Das 19. Jahrhundert bringt weitere neue Formen der Wissenschaftskommunikation hervor und führt das Genre zu einem grandiosen Boom. Waren wissenschaftliche Vorträge bis dahin fast nur in lateinischer Sprache vor Fachpublikum gehalten worden, so bricht Alexander von Humboldt mit dieser Tradition. 1827/28 hielt er in Berlin eine Vorlesung auf deutscher Sprache, in der er für jedermann verständlich und spannend über seine Forschungsexpedition nach Südamerika berichtete und in eine 16-teilige Reihe über die Geophysik der Erde und ihre Biologie sowie kosmische

Erscheinungen einbettete. 13.000 Menschen, vom König bis zum einfachen Maurer, besuchten diese frühe Volksbildungs-Veranstaltung.

Im Zuge der Aufklärung, die zum Benutzen des eigenen Verstandes anleitete, wurde Bildung zu einem immer wichtigeren Gut – um so mehr noch, nachdem der Geist der Französischen Revolution und die politische Teilnahme des Bürgertums auf deutschem Boden nicht gezündet hatte und Bildung zum wichtigen Mittel des gesellschaftlichen Aufstiegs wurde. Gleichzeitig trat die industrielle Revolution eine Lawine neuer Techniken los, die nach neuen Medien und Ausdrucksformen gierte. So kam 1833 das „Pfennigmagazin“ auf den Markt, das erstmals den turbulenten Fortschritt in Bildern bannte und mit Holzschnitten auflockerte. Das Wochenblatt erreichte rasch eine Auflage von 100.000 Exemplaren. Dieses frühe „Scientainment“ gewann bald Nachahmer in Gestalt der „Leipziger Illustrierten Zeitung“ (1843) und der „Gartenlaube“ (1853). Beide Publikationen pflegten die unterhaltende Belehrung mit Themen aus der Technik, Medizin sowie Natur und versorgten bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs das deutsche Bildungsbürgertum mit den neuesten Erkenntnissen aus der Welt der Forschung.

1871 wurde das Deutsche Reich aus der Taufe gehoben, das Wirtschaft und Wissenschaft in Höhenflüge versetzte und das Agrarland in wenigen Jahrzehnten in eine potente Industriemacht verwandelte. Im Boom der Gründerzeit wurde von Industriellen wie Werner von Siemens 1888 in Berlin die Urania Gesellschaft ins Leben gerufen, die in der Tradition der Humboldtschen Vorlesungen das neueste Wissen der Zeit mit modernsten Mitteln unter das Volk brachte. In einer stattlichen Vielfalt von Vorträgen, Ausstellungen, sogar Theaterstücken (etwa über die Entstehung der Erde) sowie der gekonnten Vermischung dieser Präsentationsformen machte die Urania eine Art Multimediashow salonfähig und darf als Urmutter der heutigen Science Center gelten, die Menschen unterhaltsam, emotional und interaktiv in die Geheimnisse der Wissenschaft einführen. Schon bald wurden Urania-Ableger in anderen deutschen Städten sowie Wien, Budapest und Zürich gegründet, und eine Tournee durch US-Städte verzückte

die Neue Welt. „Science communication made in Germany“ war zum Exportschlager geworden.

Eisenbahnen verbanden die Metropolen in einem immer schnelleren Rhythmus, Elektrizität eroberte die Städte, Überseeschiffe ließen die Kontinente zusammenwachsen, Automobile schnauften durch die Straßen, am Himmel brummt der erste Flugzeuge, dazu die Durchbrüche in der Medizin und Pharmazie: Ein fieberhafter Fortschrittsglaube hatte die Menschen ergriffen, der in den monströsen Materialschlachten des Ersten Weltkriegs ins Straucheln kam, um 1945 angesichts der Entfesselung des Atoms und der gespenstischen Ruinen von Hiroshima und Nagasaki zu kapitulieren – beim Wiederaufbau der Nachkriegswelt raffte sich der Homo Faber aber wieder auf und feierte 1969 mit der Landung von Apollo 11 auf dem Mond ein fulminantes Comeback, um danach durch die Umwelt- und Klimadiskussion sowie die fortschreitende Spaltung der Welt in Reich und Arm erneut seine Strahlkraft einzubüßen.

Von den politischen Orkanen des 20. Jahrhunderts hat sich der Wissenschaftsjournalismus erstaunlich wenig anfechten lassen. Anders als der viel skeptischere und unabhängiger politische Journalismus verstand er sich lange Zeit als treues Sprachrohr der Wissenschaft. „Als Prometheus' wahre Nachfahren bringen wir das Feuer vom wissenschaftlichen Olymp hinunter zu den Menschen“, beschrieb William Laurence von der „New York Times“ in den 1920-er Jahren sein fast schon religiöses Berufsethos. Und noch vier Jahrzehnte später spottete Henry Pierce von der „Pittsburgh Post Gazette“: „Gläubig notieren wir alles, was unsere Wissenschaftler – Götter – uns erzählen“, und keinem Wissenschaftsjournalisten käme es je in den Sinn, „dass Forscher Motive haben könnten, die weniger als nobel sind“.

Solche selbstkritischen Einlassungen sind von seinen deutschen Kollegen nicht überliefert, weil viele durch ihre Ausbildung dem Forschungsbetrieb viel zu nahe standen, wie jener Wissenschaftsredakteur einer renommierten Tageszeitung, der sich noch in den 1970-er Jahren als „Übersetzer“ begriff. Beherrzter dagegen Günther Haaf, Leiter von „Geo Wissen“, der Anfang der 1980-er Jahre auf einem Seminar vor wissen-

„John Durant verlangte das ‚Ende der Experten-herrschaft‘ und postulierte, dass die Allgemeinverständlichkeit der Wissenschaft ein Grundrecht der Öffentlichkeit sei.“

schaftsjournalistischem Nachwuchs respektlos am Forschungs-Olymp rüttelte: Bei der Suche nach wissenschaftlicher Wahrheit verhielten sich die Akteure nicht anders als ihre Mitmenschen in „weltlichen“ Karriereberufen – beiden gemeinsam sei das Streben nach Geld, Aufstieg und Macht.

Insgesamt führte die eher naiv-dienende Geisteshaltung, die meist auch nicht durch herausragende schreiberische Eloquenz wettgemacht werden konnte, den deutschen Wissenschaftsjournalismus ins Abseits „eines verspäteten Ressorts“, wie der Kommunikationswissenschaftler Walter Hömberg anmerkt. Vor zwanzig Jahren setzte eine überfällige Qualitäts-Offensive ein: Stiftungen (Bosch, jüngst Bertelsmann) nahmen sich mit Förderprogrammen des Waisenkindes an, Hochschulen richteten Aufbaustudiengänge ein, gegen Ende des Jahres 2004 kann Wissenschafts- und Fachjournalismus sogar im Fernstudium erlernt werden (Deutscher Fachjournalisten-Verband).

Das Deutschland des letzten Jahrhunderts bietet, wie wahrscheinlich keine andere Nation, tiefe Einblicke in das diffizile Verhältnis zwischen Wissenschaftsjournalismus und Politik, versuchten doch gleich zwei radikale Ideologien sich seiner hemmungslos zu bedienen und ihn sich einzuverleiben.

Gleich nach dem Ermächtigungsgesetz 1933 wurden die Verbände der Wissenschaftsjournalisten, darunter die „Technisch-Literarische Gesellschaft“ TELI und die „Vereinigung der Deutschen Medizinischen Fach- und Standespresse“ gleichgeschaltet. In „Führerrat“ umgetauft, musste sich die TELI seiner jüdischen Mitglieder entledigen. Das Motto der Nazis hieß „Technik voran“ – und zwar bedingungslos, schrieb der Historiker Hans Christian Förster unlängst zum 75-jährigen TELI-Jubiläum. „Die Technikfaszination machte viele TELI-Mitglieder blind für ihren Missbrauch zu Krieg und Verbrechen.“ Einzelheiten über den Werdegang deutscher Technik- und Wissenschaftsjournalisten sowie Kommunikatoren im Dritten Reich sind bisher kaum aufgearbeitet worden – doch wie bei den Wissenschaftlern ist ein hohes Maß an Kollaboration wahrscheinlich.

So hatte der Raketenpionier und spätere Kopf des US-Mondlandeprogramms Wernher von Braun mit dem braunen Regime „einen Pakt

geschlossen“, wie der Techniksoziologe Johannes Weyer recherchiert hat. „Er war kein Kriegstreiber, eher ein Opportunist“, der in seiner grenzenlosen Fortschrittsbegeisterung Hitler jahrelang die V2 als Wunderwaffe angedient hatte, bis sie 1944 gegen London eingesetzt wurde, was das NSDAP- und SS-Mitglied Braun mit dem Satz kommentiert habe: Ich wollte doch zum Mond!

Durch Anpassen und Mitmachen brachten viele Akademiker ihre Schäfchen ins Trockene. Bei den Kaiser-Wilhelm-Instituten traten über die Hälfte der Biologen der Partei bei, 25 Prozent der SA, fünf Prozent der SS, was ihrer Karriere höchst förderlich war. Dass der 1973

mit dem Nobelpreis ausgezeichnete Konrad Lorenz ein glühender Anhänger der „Rassenreinheit“ war, sickerte erst späteren Jahren durch.

Aber: Das Deutsche Museum in München bot vielen Pressionen mutig die Stirn, ließ die Benutzer ihrer Bibliothek

die Werke jüdischer Wissenschaftler einsehen und stellte weiterhin unbeirrt Bohrs Atommodell aus. Auch der Münchner Chemieprofessor und Nobelpreisträger Heinrich Wieland zeigte Zivilcourage, als er nichtarische Studenten weiterhin unterrichtete und notfalls bei der Gestapo intervenierte, um z. B. die spätere Politikerin Hildegard Hamm-Brücher vor dem Zugriff der Geheimpolizei zu schützen sowie Sympathisanten des Widerstandskreises „Weiße Rose“ zu entlasten.

Was den Nazis recht war, konnte den Kommunisten billig sein. Auch in der DDR wurden die Wissenschaftsjournalisten instrumentalisiert, nämlich für Propaganda und Klassenkampf, belegte die Kommunikationswissenschaftlerin Katrin Schulze in einer Forschungsarbeit 1996 an der FU-Berlin. Größere Veranstaltungen der Urania-Ost, die in der Wissenschaftskommunikation eine zentrale Rolle spielte, mussten vom Zentralkomitee der SED absegnet werden. In den 1980-er Jahren kam es dann zu „einer ersten Emanzipation von der politischen Bevormundung. In den Wissenschaftsredaktionen konnte relativ unabhängig von staatlicher Kontrolle über viele unterschiedliche Themen berichtet werden“, schreibt Schulze.

Forscher sind keine objektiven „Wahrheits-Automaten“: Sie verfolgen nebenbei nicht nur persönliche Interessen, sondern ihre Bemühungen stehen im Schwerkraftfeld anderer, nichtakademi-

„Nur gut informierte Menschen können die Folgen wissenschaftlicher Fragestellungen verstehen, diese unterstützen oder zurückweisen.“

scher Mächte – das sollten sich Kommunikatoren wissenschaftlicher Arbeit stets vor Augen halten. Das Schicksal Galileo Galileis lehrt, mit welcher Gnadenlosigkeit einst die katholische Kirche die Gelehrten ihrem Dogma unterwarf. Der italienische Physiker – der seine Vorlesungen übrigens schon in seiner Muttersprache hielt und seine Forschungsergebnisse in Form leicht verständlicher Dialoge veröffentlichte – begründete mit seinem experimentellen Denken die modernen Naturwissenschaften. Durch Fernrohr-Beobachtungen und mathematische Berechnungen lieferte er als Erster den zwingenden Beweis, dass nicht die Sonne um die Erde, sondern die Erde sich um die Sonne drehte – was ihn in den Konflikt mit dem Vatikan und dessen Weltbild stürzte. 1633 wurde er als Ketzer verhaftet und vor die Inquisition geschleppt, um schließlich zu widerrufen und dann verbannt und mundtot gemacht zu werden.

Während in der Folgezeit die Kirche ihr Machtmonopol allmählich einbüßte, nahm die des Staates zu und mündete in die großen ideologischen Kreuzzüge des 20. Jahrhunderts, die letztlich von der Wissenschaft und deren technologisch-militärischen Innovationskraft entschieden wurden. Die Atombombe besiegelte den Sieg der Alliierten über die Achsenmächte im Zweiten Weltkrieg, im Kalten Krieg konnte Amerika zuerst mit seinen Erfolgen im Weltraumflug punkten und im Wettlauf um immer leistungsfähigere Nuklearwaffen die Sowjetunion wirtschaftlich schließlich aushöhlen und so „niederrüsten“.

Der Fall der Berliner Mauer katapultierte die Geschichte in ein neues Zeitalter, die Globalisierung, in der der Staat sich auf Sparflamme zurückzieht. Die Wirtschaft und der Markt sind die neuen Mächte, die sich so unsozial gerieren, dass Ex-Kanzler Helmut Schmidt unlängst über den „Raubtierkapitalismus“ wettete. Dieser kennt keine Tabus, eine hemmungslos forcierte Biotechnologie könnte die Natur im 21. Jahrhundert irreversibel aus den Angeln heben – Materialismus ist das Maß aller Dinge. „Profit hat Neugier als Motor der Forschung ersetzt“, klagt der US-Bio-

chemiker und Nobelpreisträger Kary B. Mullis.

Seit Ende des 20. Jahrhunderts weht aber auch aus anderer Richtung ein neuer Wind. Er kam von England, wo zwei kritische Wissenschaftsforscher die akademischen Elfenbeintürme schleiften. John Durant verlangte das „Ende der Expertenherrschaft“ und postulierte, dass die Allgemeinverständlichkeit der Wissenschaft ein Grundrecht der Öffentlichkeit sei. Sein Kollege Brian Wynne erklärte den herkömmlichen Weg der Wissenschaftskommunikation von oben nach unten zum „Defizit-Modell“ und stellte diesem das „Demokratie-Modell“ entgegen, das auch die Gegenrichtung von unten nach oben einbezieht. Daraus entstand die Popularisierungs-Kampagne „Public Understanding of Science“ (PUS), die in Deutschland unter dem Namen PUSH aufgegriffen wurde. Sie fördert auch hierzulande eine neue Dialogform zwischen Wissenschaftlern und Laien, bei denen sich die beiden auf gleicher Augenhöhe begegnen. Das Jahr



Der Autor als Keynote Speaker auf der Dritten Weltkonferenz der Wissenschaftsjournalisten in Brasilien.

2004 wurde zum „Jahr der Technik“ deklariert, das mit vielen Events wie „Wissenschaftssommern“ und „Langen Nächten der Wissenschaft“ im ganzen Land spannende Begegnungstätten schaffen wird.

Neue Horizonte hat auch die von deutschen Wissenschaftsjournalisten mitgegründete „World Federation of Science Journalists“ (WFSJ) fixiert. Der Weltverband hat sich einer nachhaltigen Demokratie verschrieben, die eine neue Kultur des Wissenschaftsjournalismus anstößt, „die die Welt der Wissenschaft mit dem alltäglichen Leben gewöhnlicher Menschen verbindet“, heißt es in der Präambel der Verfassung: „Nur gut informierte Menschen können die Folgen wissenschaftlicher Fragestellungen verstehen, diese unterstützen oder zurückweisen“ – ein zeitlos wichtiger Befund, den Luther seinerzeit mit der Bibelübersetzung beantwortete und der künftig auf neue, geniale Strategien harret.

Der Autor Wolfgang C. Goede ist Kommunikations- und Politikwissenschaftler M. A. und leitender Redakteur beim Wissens-Magazin P.M. Das hier aufgegriffene Thema behandelt er ausführlicher im „Handbuch Fachjournalismus“ des DFJV.